Schillers Persönlichkeit und Menschheitsideal.

Gedächtnisrede des Direktors zum 9. Mai 1905.

Ach, wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach, was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?
Doch er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Diese Worte, die Goethe seinem Freunde nachrief, geben den würdigsten Grundakkord unserer heutigen Feier. Sie sei eine Gedächtnisfeier, ohne Phrasen, ohne hohles Pathos, ohne Hurrastimmung! Als Schiller nach Aufführung seiner „Jungfrau von Orleans" in Leipzig aus dem Theater heraustrat, erkannte man ihn; eine Gasse entstand unter dem Publikum von selbst, ein Spalier der Ehrfurcht, jeder entblößte lautlos und andächtig das Haupt: ein Hoch oder Hurra hätte diesen bescheidenen Helden des Geistes verletzt. So wollen auch wir heute ausrufen: favete linguis! Seid stille in Andacht! Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehest, ist heiliges Land! Ruht doch heute in der Schule alle unsere Werktagsarbeit. Aber ein Todestag und doch keine Tränen, keine Klagen? Doch wozu klagen? „Frauen steht an die Klage, Männern die Erinnerung." So hielten es nach dem Berichte des Römers Tacitus unsere Vorfahren, so wollen auch wir es halten. Und ist Schiller wirklich dahingegangen? Nein, nur die sterbliche Hülle ging den Weg alles Irdischen, sein gewaltiger Geist lebt und spricht zu uns: siehe, ich bin bei euch alle Tage. Er ist nicht tot, sondern unsterblich, er ist uns nicht genommen, sondern gegeben, und der hohe Gedankenflug der Wissenschaft, der erhaben ist über Raum und Zeit, er gibt uns die Möglichkeit, in täglichen lebendigen Verkehr zu treten mit allen großen Geistern der Vergangenheit, mit allen Geistesheroen. So sei heute sein Geist um uns! Lassen Sie mich den Versuch machen, in großen Zügen, wie es die kurze Spanne Zeit erfordert, zweierlei zu zeichnen: Schillers Persönlichkeit, wie sie unter uns unsterblich, lebendig ist, und das Bild des Menschheitsideals[1]), wie er es uns in seinen Schriften darstellt. Lassen Sie mich versuchen beides schlicht und objektiv, nicht parteiisch, zu zeichnen. Dann werden wir auch recht würdigen seinen Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Geistes, recht erkennen, was er uns modernen Menschen noch sein kann.

[1]) Vgl. auch Arnold Zehme, Schiller als Dichter des Ideals. Eine deutsche Repetitionsstunde in Oberprima. Fries-Menge, Lehrproben und Lehrgänge Heft 76 (1903), S. 31 flg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn wir **Schillers Persönlichkeit** schildern wollen, müssen wir uns zunächst seine äußere Erscheinung vergegenwärtigen. Vor uns steht ein großer, schlanker Mann, größer noch als Goethe, von ebenmäßigem Körperbau, von aufrechter, stolzer Haltung. Wir schauen ein längliches, fein geschnittenes Gesicht, eine hohe, gewölbte Stirn, rotblonde Haare, große, leuchtende, blaue Augen mit einem sanften, verklärten Blick, weshalb die Frauen seiner Zeit von seinem „himmlischen Aussehen" sprachen, ein zartes Rot auf den Wangen, eine Gesichtsfarbe, die, von des Gedankens Blässe angekränkelt, dem Antlitz einen durchgeistigten Ausdruck verlieh. „Es ist der Geist", sagt Schiller, „der sich den Körper baut." Wir bemerken einen ausdrucksvollen, energischen Mund, schmale Lippen, ein hervorspringendes Kinn, ein Zeichen von Willensstärke. Der Hals ist schlank, die Nase schmal, spitz, länglich, etwas gebogen, doch keine eigentliche Adlernase. Das Haupt ist auffallend gesenkt, wie auch die Bildnisse zeigen, doch nicht aus Schwäche und Müdigkeit, sondern sich beugend vor der Gewalt des göttlichen Geistes in Demut und Bescheidenheit, ohne Wissenshochmut, sich herablassend zu den Brüdern in Humanität, in Milde und Herzensgüte. Diese Herzensgüte, gepaart mit lebhaftem, heiterem Wesen, machten ihn auch zu einem liebenswürdigen, überall gern gesehenen, anregenden Gesellschafter.

Kern seines Wesens war seine Kampfnatur. Er war nicht streitbar, wie der im Geisterkampf unerschrockene Lessing, der ohne einen literarischen Gegner nicht leben konnte, der einen Gegner fingierte, wenn er keinen hatte. Es war bei Schiller der Kampf des Geistes gegen ein widriges, feindliches Geschick, der Kampf des Geistes gegen die Gebrechlichkeit und Kränklichkeit des Körpers, das kämpfende Ringen des Geistes nach Läuterung, Erziehung und Vollendung seiner eigenen Persönlichkeit und nach Erziehung des Menschengeschlechts.

Kampf gegen ein widriges Geschick! Goethe war der reiche, vornehme Patriziersohn, Schiller war bei der Teilung der Welt zu spät gekommen. Er war nie weich gebettet. Niemand hat von Jugend auf so schwer gekämpft gegen enge Verhältnisse, gegen irdische Schranken, gegen die Not und Misere des Lebens, gegen materielle Sorge um die Existenz, wie Schiller. War doch eine recht magere Professur alles, was er zunächst erreichte! War er doch lange Jahre in finanzieller Verlegenheit! Dazu kam in der Jugend der Kampf gegen starren Schulzwang, der Kampf gegen die Willkür eines charakterlosen Despoten.

Noch schwerer war der Kampf gegen einen kranken Körper, welcher Schillers Leben zu einer Tragödie macht. Von der schweren Lungenentzündung von 1791, dem gesundheitlich schlimmsten Jahre, hat sich der Dichter nie wieder erholt, seine Tage waren seitdem gezählt. Man hat mit Recht jedes seiner Dramen von Wallenstein bis Tell ein Testament genannt. In eben dem Jahre 1791 schrieb Schiller todkrank an Körner: „Ich habe mehr als einmal dem Tode ins Gesicht gesehen, und mein Mut ist dadurch gestärkt worden." Er hatte es selbst an sich erfahren, wenn er 1795 die Verse niederschrieb: Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden, Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr. „Dieser heilige Mann", sagt Hebbel, „wann hätte er auch nur in einem einzigen Verse das persönliche Leiden seines Lebens berührt?" Trotz zartester Gesundheit, trotz früh gebrochener Lebenskraft, trotz schwerster Leiden blieb sein Geist Sieger über die Materie: mit eiserner Energie rang er die Stunden seiner dichterischen Tätigkeit dem gebrechlichen Körper ab, oft machte er die Nacht zum Tage. Sein Tod gleicht dem Heldentode des Max Pikkolomini.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am schwersten war sein Kampf in dem Ringen nach Läuterung, nach Selbsterziehung zu einer vollendeten, vorbildlichen Persönlichkeit. Er war nicht von Anfang an ein Heiliger, er wurde es erst nach furchtbaren inneren Kämpfen. Das ist reinmenschlich, leben heißt kämpfen! Er hat sich selbst überwunden. Von den Räubern bis zum Tell, welche gewaltige Entwickelung! In der Jugend unfertig, ein Stürmer und Dränger, ein ungestümer Feuergeist, empört über die schlechte Welt, die er zertrümmern will, weil sie seinem Ideale nicht entspricht, ein wilder Strom, ein ungezügelter Sturmwind, der alles zerschmettern möchte, eine geniale Titanennatur, die sich aufbäumt gegen das Bestehende — das war der erste Siegeslauf seiner Jugenddramen. Aber plötzlich hemmt er nachdenklich seinen Siegeslauf: „Ich ahne", sagt der Räuber, „daß zwei Menschen wie ich den Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden." Es folgt die Zeit der Läuterung durch das Studium der Philosophie und Geschichte, durch ernste Erfahrung, durch veredelnden Einfluß der Frauen und Freunde, durch das Studium der Griechen, wo er die heiß erstrebte innere Harmonie, das Gleichgewicht der Seele, wo er Maß, edle Einfalt, stille Größe, Klarheit und Anmut findet. So ward der stürmische Jüngling zum reifen Mann. „Wie er", sagt Goethe, „sollte der Mensch überhaupt sein; vor ihm haben wir alle uns zu beugen", und Wilhelm von Humboldt feiert Schiller den Einzigen mit den Worten: „Man kann kühn behaupten, daß es nur einen solchen Menschen wie ihn gegeben hat." Worin besteht seine Vorbildlichkeit? Er war ein Mann von lauterster Wahrheitsliebe, von Tiefe und Klarheit des Geistes, von herzgewinnender Gemütstiefe, von unerschütterlicher Willensstärke, ein Mann, der Kopf und Herz an richtiger Stelle hat, der weiß, was er will, das Urbild von Mannesmut, Mannesstolz, Manneswürde — ein ganzer Mann! Seine Freundschaft war Goethe „wie ein neuer Frühling", seine Natur war voll inneren Friedens, denn selig sind, die reines Herzens sind.

Aber das Geheimnis seiner Macht über das deutsche Gemüt, das, was ihn zum Liebling des deutschen Volkes macht, ist sein **Idealismus,** seine Begeisterung für alles Wahre, Schöne, Gute, der Sieg des Geistes über die Natur. Aus diesem Idealismus quillt sein leidenschaftlicher Haß gegen alles Gemeine, Schlechte, Unedle, gegen unvornehme, kleinliche, philiströse Gesinnung, seine Empörung über die Ungerechtigkeit und Niedertracht des Lebens, seine Freude am Leben trotz aller Not und Widrigkeit des Schicksals. Kein Lebensüberdruß, keine Lebensmüdigkeit, kein Gedanke an Selbstmord, mit dem selbst Goethe in der Wertherstimmung spielte, kein Verzagen, sondern „arbeiten und nicht verzweifeln", wie Carlyle sagt, Arbeit an sich und an der Menschheit zu sittlicher Vollendung, das war seine Losung! Seine Moral ist „stark und rein wie Glockenerz", seine Poesie ist die Poesie des Gewissens, der sittlichen Verantwortlichkeit, der Pflicht, der Arbeit, die Poesie der deutschen bürgerlichen Sittlichkeit. Sie trägt den Stempel des heiligen Geistes. Schiller ist unser Liebling, weil er unermüdlich unsere Ideale verherrlicht, weil wir in dieser Liebe zu den deutschen Idealen mit ihm schwärmen können, weil wir mit ihm an diese Ideale glauben. Dieser Glaube tröstet, versöhnt, erhebt uns. Dieser Enthusiasmus ist ansteckend, denn „die Begeisterung siegt immer und notwendig über den, der nicht begeistert ist" (Fichte). Goethe ist der Dichterfürst, Schiller ist Liebling des Volks, er ist unser Schiller. Wir bewundern den Dichterfürsten Goethe, unsern Schiller drücken wir ans Herz. Auch sein Reich ist nicht von dieser Welt, denn er hat die Welt überwunden. Sein Friede ist unser Friede, denn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Werke reden zu uns wie Engelsstimmen: den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.

Worin bestehen aber seine und unsere Ideale, sein **Menschenideal,** seine idealistischen Welt- und Lebensanschauungen? Sie lösen das höchste Problem des menschlichen Lebens, welches die edelsten Geister beschäftigt hat, die große Lebensfrage für einen jeden Menschen, die Frage des höchsten Glücks. Ein tiefer Riß geht durch das Leben des Menschen, der Kampf zwischen Fleisch und Geist, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, zwischen Neigung und Pflicht, Wollen und Sollen, zwischen Erdenminne und Gottesminne. „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.“ Durch den Körper sind wir an das Irdische, Vergängliche, Sinnliche gebunden, die göttliche Seele aber blickt nach oben, zum Himmel. Dieser Zwiespalt, dieser Widerspruch zwischen dem angeborenen Unendlichkeitsgefühl und den Schranken der menschlichen Endlichkeit macht jedes Menschenleben zu einem tragischen Kampf. „Nichts ist unglücklicher als der Mensch“, sagt schon Homer. Das höchste Glück liegt nicht in äußeren Gütern: nicht in Reichtum, Ehren, hoher Geburt, sinnlichen Genüssen. Mephisto vermag den Faust nicht wahrhaft glücklich zu machen, umsonst hat Faust dem Bösen seine Seele verschrieben; trotz aller Sinnengenüsse kann er nicht zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön! Ekel erfaßt ihn, und nur Entsagung, Selbstbeschränkung und soziale Arbeit bringen den Faust des 2. Teiles zu dem Bekenntnis:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.“

Nicht Sinnengenuß macht glücklich. Nur, „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“. Das ist das Ergebnis des Faust. Denn des Menschen Seele ist göttlichen Ursprungs, sie kommt von Gott und sie kehrt wieder zurück zu Gott. So lehrt schon Plato in seinem Phädon, so lehrt Goethe in dem „Gesang der Geister über den Wassern“: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser; vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es.“ Darum muß nach Plato das irdische Leben eine Vorbereitung sein auf das himmlische, darum sieht unser Philosoph in dem Tode kein Uebel, sondern den Eingang zu einem besseren Leben, zu einem Leben frei von Leidenschaft und sinnlichen Trieben, zu dem Leben in Gott. Diese Ewigkeit, so fügt Plato hinzu, dieses höchste Glück ist der Lohn des Gotteskindes: *Καλὸν τὸ ἆθλον καὶ ἡ ἐλπὶς μεγάλη*, schön ist der Kampfpreis und groß die Hoffnung. Diesen vorbildlichen Idealismus des griechischen Philosophen drückt Schiller aus mit den Worten: „Zu was Besserem sind wir geboren“, und Rückert: „Doch das Herz ist nur zufrieden, Wenn es nach Vollendung rang.“ Das ist der Kern des Schillerschen Idealismus: der unermüdliche Trieb nach Vollkommenheit, nach Vollendung, denn er allein verbürgt uns den Seelenfrieden, er allein verleiht uns wahre und tiefste Befriedigung. Dieser Idealismus ist auch der christliche Idealismus des Apostels, wenn er sagt: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte.“

Die höchsten Ideen, die höchsten Urbilder des Vollkommenen, sind das Wahre, das Schöne, das Gute. In dem Streben nach Erforschung der Wahrheit zeigt sich der Idealismus der Wissenschaft. Die Darstellung des Schönen soll höchste Aufgabe der Kunst sein: die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kunst — so lehrt Schiller — sei die Erzieherin des Volkes, sie durchdringe die Materie durch die Kraft des Geistes, sie erfülle sie mit göttlichen Ideen, sie führe uns von der niederdrückenden Wirklichkeit des realen Lebens in das Reich des Ideals, wo alle Dissonanzen des Lebens schweigen und sich in Harmonie auflösen, sie sei durchweht von dem Hauche des heiligen Geistes, der uns erleuchtet, erwärmt, reinigt. Nur dann wird sie ihrer hohen Aufgabe gerecht, denn göttlich ist ihre Mission. Und nun die Idee des Guten! Hier findet Schillers Idealismus den herrlichsten Ausdruck in der Lehre von der sittlichen Freiheit: in freiwilliger Unterordnung unter das Gesetz der Vernunft, in williger Anerkennung der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit liegt das Erhabene, liegt die Würde des Menschen. Und hier gibt's keine doppelte Moral, nicht Herrenmoral und Herdenmoral, wie Nietzsche predigt. Nein, das Gesetz des kategorischen Imperativ ist gültig für alle Menschen ohne Unterschied, für hoch und niedrig, für reich und arm, für Männer und Frauen! So lehrte schon Schillers Lehrmeister Kant. Unaufhörlich feiert Schiller in seinen Dichtungen diese Ideale des Guten: Gottesfurcht und Glaube, Hoffnung und Freude, diesen Urquell alles Lebens und Strebens, Vaterland und Freiheit, Pflicht und Arbeit, Freundschaft und Liebe, Humanität und Treue. Auf diesen Idealen beruht die Sittlichkeit des deutschen Bürgertums' und die bürgerliche Sittlichkeit ist das Fundament unseres Staates. „Was wir als Deutsche bedürfen", sagt Kuno Fischer, „darüber streiten die Meinungen und Interessen; was wir besitzen als eine sichere, unzerstörbare, saatzeugende Frucht des deutschen Geistes, darüber können wir einig sein." Dieser Idealismus hat unser Vaterland befreit, wiedergeboren, groß gemacht, hat die Siege von 1813, 1864, 1866, 1870 errungen, denn diese Siege waren Siege des Geistes. 1813 trugen viele deutsche Krieger Schillers Werke im Tornister. Schiller — und das ist seine höchste Tat — weckte dem deutschen Volke wieder den Mut, an seine Zukunft zu glauben. Solange sein Geist in uns lebt, sind wir unüberwindlich. Sein Geist überbrücke die Kluft, die heute zwischen Ständen, Parteien, Konfessionen besteht, sein Geist einige alle Deutschen, die ein gutes Gewissen haben. Dann erst kommen wir vom Deutschen Reich zum Deutschen Vaterlande, der starken Wurzel unserer Kraft. Das sei des deutschen Volkes wahre Schillerfeier! Darum heran, ihr deutschen Jünglinge! Hütet das Evangelium des deutschen Idealismus! Schart euch um euren Schiller! Kämpft Schulter an Schulter für die deutschen Ideale, vergeltet ihm Treue um Treue, wendet euch ab von seinen Verächtern, die ihn belächeln, die ihn, wie Nietzsche, den Moraltrompeter von Säkkingen nennen! Beschützet ihn, verteidigt ihn, aber nicht mit Phrasen, sondern durch Vertiefung in seine Werke, durch stille Erbauungsstunden in eurem Kämmerlein! Mehr denn je bedarf unser Vaterland ganzer Männer, freier, sittlicher Persönlichkeiten, geschlossener, konsequenter Charaktere. So werdet denn solche Männer nach dem Vorbilde Schillers! Das walte Gott! Amen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf